

**WALTHER VON DER  
VOGELWEIDE IN  
SEINER BEDEUTUNG  
FÜR DIE  
GEGENWART: MIT...**

---

Johannes Schrott





1.27

.W23725



Gezeichnet von Karl Baumeister.

# WALTHER VON DER VOGELWEIDE

IN SEINER BEDEUTUNG FÜR DIE GEGENWART.

---

Mit einem historischen Vorwort über seine Heimath, mit Beilagen  
und des Dichters Bildniss nach der Pariser Handschrift

von

JOHANNES SCHROTT.

THE  
HILDEBRAND  
LIBRARY.

München 1875.

Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Dr. M. Huttler.

117551

YSARILI  
RORUL GROPATZ CHALELI  
YTIPREVINU

# HISTORISCHES

## über Walthers Heimath.

---

Bei der grossen Verehrung, welche Walther von der Vogelweide bei allen gebildeten Deutschen geniesst, dürfte es zu erwarten sein, dass das südöstlich von der Stadt Klausen in Tirol auf der Höhe gelegene Gehöfte zur innern Vogelweide ein anziehender Wallfahrtspunkt für poetische Wanderer werden wird. Wenn nun bei Betrachtung des bescheidenen Hauses sich die romantische Vorstellung Vieler etwas herabstimmen wird, so mögen sie bei Lesung der ebenso bescheidenen Gedenktafel sich nur noch zwei Verse hinzudenken, welche im Kenner Hugo von Trimbergs sich an jenes Distichon anreihen:

Allein er nicht reich war des Gutes,  
Doch war er reich singenden Mutes\*).

Eine hohe, zinnengekrönte Burg mag hier gewiss niemals gestanden haben, wohl aber ein gesonderter, wohlummauerter Edelsitz, wie ihn der niedere Dienstadel zu bewohnen pflegte. Dass dieser aber ein kaum minderes Gefühl seiner Standeswürde hatte, als der höhere, geht besonders aus unserm Walther hervor, dessen Leben und Weltansicht durchaus aristokratisch ist, und wenn der bekannte Literaturhistoriker Heinrich Kurz (S. 48) behauptet, dass *diese Meinung irrig und Walther ohne Zweifel bürgerlicher Abkunft sei*, so hat diese Behauptung ebensoviel Werth, als seine andere: *dass Walther aus der Schweiz stamme*, da beide Prätionen den beschränkten schweizerischen Standpunkt verrathen. Der Truchsess von St. Gallen, Ulrich von Singenberg, ein allerdings mit Walther bekannter und geistesverwandter Dichter kann hier in der Heimathsfrage Walthers für die Schweiz eben so wenig bedeuten, als Hildbold v. Schwangau für das subalpinische Bayern, und wenn diese

---

\*) So in der gedruckten Ausgabe des XVI. Jahrh. Im Texte des hist. Ver. v. Bamberg hingegen:

Aleine er were nicht reich des gutes,  
Doch was er sinniges mutes.

beiden Dichter in den Liederhandschriften in der Umgebung Walthers genannt werden, so will das nur sagen, dass sie sämtlich dem Alpengebiet angehören. Dass dies aber bei Walther in einem ganz eminenten Sinne der Fall sei, hat dieser selbst im ersten Verse seines ältesten Spruches vom Jahre 1197 mit typischer Bezeichnung ausgesprochen:

*Ich saz ûf eime steine —*

was in landläufigen Uebersetzungen immer falsch übertragen wird. Es muss nämlich, da im Mittelhochdeutschen Stein *Fels* bedeutet, übersetzt werden: *Ich sass auf einem Felsen*, womit sich Walther selbst als Sohn des Gebirges deutlich genug bekannt hat\*). Desswegen haben ihn auch die beiden Miniaturen der Weingartner und Pariser Handschrift auf einem felsigen, mit Grün und Blumen bewachsenen Hügel sitzend und sinnend dargestellt. So hat ihn auch ein neuerer Künstler, Gassen aus Koblenz, in der bayerischen Residenz in einem Saale der Königin-Mutter mit richtigem Verständniss aufgefasst und den Dichter in einer Alpenlandschaft in der bekannten meditirenden Situation, freilich etwas zu modern und weltschmerzlich, nachgebildet. Dass aber Walthers Heimath in den innern rhätischen Alpen gesucht werden muss, legen die alten Handschriften schon dadurch nahe, dass sie ihn immer mit solchen Dichtern zusammenstellen, welche dem Eisack-Etschgebiet angehören. Es sind dies vorzugsweise Leutold von Savene (Seben), Hêr Rubin (Rubein bei Obermais) und Walther von Metzze (Deutschmetz bei S. Michele), mit denen Walther von der Vogelweide gleichsam eine poetische Landmannschaft bildet, wozu noch der spätere Oswald von Wolkenstein gerechnet werden muss. Jene drei ersten Dichter haben alle eine innere Beziehung zu Walther, was besonders bei Leutold von Seven der Fall ist, dessen Lieder denen Walthers manchmal so zum Verwechseln ähnlich sehen, dass noch neulich beim schönen Feste auf der Vogelweide das vom k. k. Hofkapellmeister Herbeck componirte Lied „Maïenlust“ (*Muget ir schonen was dem meien*) als ein Lied Walthers gesungen werden konnte, während es ein Eigenthum des benachbarten Saveners ist\*\*). So hat es ein freundlicher Genius gefügt, dass Leutolds Andenken mit dem seines grössern Nachbars von allen unbeabsichtigt mitgefeiert wurde!

Lange, bevor man an eine Heimath Walthers in Tirol gedacht hat, hatte W. Wackernagel die innern Beziehungen der Leutold'schen Lieder zu den Walther'schen geahnt, sie kritisch geschieden und geordnet herausgegeben. An eine Abstammung Leutolds aus dem Geschlechte derer v. Hagenau und Sewen bei Passau, wie dies v. d. Hagen gegen seine frühere Ansicht behauptet\*\*\*), kann weiter nicht mehr gedacht werden, da Leutold, ausser von Seven, auch von Savene genannt wird, das aus Sabiona entstanden ist. Zudem sei sein Wappen in der Pariser Handschrift (Rauten und Dreieckspitze) mit dem Oswalds von Sabiona † 1442, dessen schöner Denkstein in Neustift bei Brixen zu sehen ist, grundwesentlich identisch.

Die falsche Deutung des Walther'schen Spruches auf den Nürnberger Hoftag hat zu dem langjährigen Irrthum Veranlassung gegeben, als ob Walther von Geburt ein Franke

\*) S. I. Beilage.

\*\*) Wackernagel und Rieger: Walther, U. v. Singenberg und Leutold v. Seven 268.

\*\*\*) Bildersaal altd deutscher Dichter Nr. 23.



wäre. Daselbst ist nämlich von seinen (*sunsern*) *heimischen Fürsten* und von Leopold von Oesterreich als *Gast* die Rede. Die *heimischen Fürsten* deutete man kurzweg auf den fränkischen Adel, ohne zu bedenken, dass *Fürst* ein staatsrechtlicher Titel ist und kleinen Herren\*) nicht zukam. Leopold ferner konnte nur durch einen ausserordentlichen Fall *Gast* sein, da er sonst als Reichsfürst bei einer curia solennis zu erscheinen die Pflicht hatte. Zufälliger *Gast* konnte er nur 1219 sein, als er vom Kreuzzug zurückkam und unvermuthet und freiwillig auf jenem Reichstag erschien. Die für Walther *heimischen Fürsten* — da die anwesenden geistlichen Reichsfürsten sicherlich nicht in Betracht kommen — sind alsdann die Herzoge Ludwig von Bayern, Bernhard von Kärnthen und Otto von Meranien, der Bruder Bertholds von Andechs, Patriarchen von Aquileja. Sagt man, der Ton jenes Spruches komme vor 1220 nicht vor, so ist zu erwägen, dass der November von 1219\*\*) von Januar 1220 denn doch nicht so weit entfernt ist!

Wie unter den *heimischen Fürsten* nicht der fränkische Adel, so kann aus demselben Grunde auch nicht der *österreichische* gemeint sein, wie Lachmann gewollt hat. Wie hätte Walther den stolzen Herzogen von Oesterreich gegenüber die österreichischen Vasallen *Fürsten* nennen können, abgesehen von andern Gründen! Als Walther einmal von ihnen spricht und sie ermahnt, sich immer nach dem Beispiel des Hofes zu richten, nennt er sie einfach *Helden*. Lachmann wollte eben Walther zu einem geborenen Oesterreicher machen, wozu auch das Dialektwort *verwarren* (statt *verworfen*), das Walther einmal des Reimes Pfarren wegen gebraucht, hätte dienen sollen. Allein wäre unserm Dichter die österreichische Mundart angeboren gewesen, so würde er nicht an einer andern Stelle *unverworfen*\*\*\*) gesagt haben, sondern sich gleich geblieben sein. Da er in Oesterreich *singen und sagen* lernte, so konnte er den Dialekt und machte einmal des Reimes wegen von ihm Gebrauch. Oesterreich war allerdings Walthers zweite Heimath geworden und dort, zumal in Wien verlebte er seine schönsten und glücklichsten Tage, aber seine ursprüngliche Heimath war es nicht.

Dass das Schweigen Walthers über König Philipps Ermordung für seine Heimathfrage höchst bedeutsam ist, wurde schon in einem Artikel der Allg. Z. Beil. 186 erörtert. Es war die Rücksicht gegen seine wirklichen *heimischen Fürsten* aus den Häusern Wittelsbach und Andechs, welche ihm gebot, ein kluges Stillschweigen zu beobachten. Er schuldet diese Rücksicht ganz besonders seinem *biederben* Gönner, dem Patriarchen Berthold von Aglei, von dem zwei Brüder bei jenem Morde compromittirt waren. Walthers Verhältniss zu einem dritten Bruder Bertholds, zu Otto von Meranien, ist zwar noch in Dunkel gehüllt und erwartet sein Licht von weiterer Forschung. Dieser scheint übrigens mehr ein Freund epischer Dichtung gewesen zu sein, da Wirnt von Grafenberg in seinem Dienste stand†).

\*) Man betrachte nur ihre kleinen Territorien in K. v. Spruners hist. Atlas von Bayern Bl. IV.

\*\*) S. Böhmers Kaiser-Regesten ad a. 1219.

\*\*\*) Lachmann: Walther 44, 29.

†) v. d. Hagen IV, 169.

Um Walthers Heimath zu finden hat man vor allem ins Auge zu fassen, dass dieselbe von den bekannten, vom Dichter durch ganz Deutschland unternommenen Kreuz- und Querzügen weit abgelegen gewesen sein müsse, weil er sonst dieselbe öfters berührt haben müsste. Das ist so richtig, dass, wenn Walther einen Römerzug, etwa mit Kaiser Otto IV. 1209 oder mit Friedrich II. 1220 mitgemacht hätte, die jetzt angenommene Vogelweide zweifelhaft wäre, weil er sie alsdann im Vorüberzug gewiss besucht haben würde. Wenn auch nicht seit seiner Kindheit, so war er doch seit seinen Jünglingsjahren nicht mehr dort gewesen, denn der Vers: *Mich grüßet mancher träge, der mich eh kannte wohl*, kann nicht auf die Tage der Kindheit bezogen werden. Die Heimath des Dichters lag nach seiner eigenen Andeutung in einer einsamen Waldgegend, aber auch zugleich in einer sehr belebten Landschaft, in der es herrlich gekleidete Frauen und stolze Ritter gab. Die Einsamkeit würde zum Beweise seiner Heimath nicht genügen, wenn nicht um dieselbe viele und mächtige Adelsgeschlechter ihre Sitze gehabt hätten. Beides trifft aber gerade bei der Layener Vogelweide in überraschender Weise zusammen. Dazu kommt das immer gleiche wie *weiland fließende Wasser*, das kein unbedeutender Bach gewesen sein kann — der Eisack- und Grödenfluss; dazu kommt der *verhauene*, zum Feld umgerodete Wald, aus dem eine Ansiedelung entstand — das Layener Ried!

Ferner muss dem Einwand gegenüber, dass es viele Vogelweiden in Deutschland gebe, ganz besonders hervorgehoben werden, dass es nicht nur keine gibt, wo alle diese Merkmale zutreffen, sondern dass es auch keine gibt, die als wirklicher Ort gelten kann, da es immer nur unbewohnte Auen, Halden oder Waldgegenden sind; keine, die wirklich Haus und Hof\*) hat und auf der eine so uralte Tradition ruht, wie auf der Vogelweide im Layener Riede!

Seit Pfeiffers erster genialer Vermuthung haben viele Factoren zur Entdeckung und Behauptung der wahren Vogelweide mitgewirkt und es erfordert die Gerechtigkeit, anzuerkennen, dass drei Männer des tirolischen Klerus, der ehemalige Pfarrer J. Haller von Layen und Curat Panizza von Atzwang durch Erforschung der Pfarrbücher von Layen, wodurch manch schätzbares Material beigebracht wurde; ferner der Franziskaner-Professor Anzoletti aus Bozen durch sein Gymnasialprogramm vom Jahre 1869/70: *Ist Walther von der Vogelweide ein Tiroler?* sich in dieser Sache grosse Verdienste erworben haben. Wenn Walther in seiner Klage über das Zerwürfniß der Geistlichen und Laien ausruft:

*Davon hob sich der meiste Streit  
Von jeher und zu aller Zeit,  
Wenn einmal sich entzweien  
Die Pfaffen und die Laien —*

\*) Eine Ausnahme hievon machen allerdings die beiden im Sanderviertel zu Würzburg gelegenen ehemaligen Vogelweiderhöfe. Walthers Heimath aber können sie aus dem Grunde nicht sein, weil ihnen zwei wesentliche Stücke fehlen: die Waldlandschaft und die lange Abwesenheit des Dichters. Uebrigens können sie mit Walthers fränkischem Besitzthum immerhin zusammengehangen haben.

so kann man jetzt sagen: *wenigstens über Walthers Wiege haben sie sich geeinigt!* Doch herrschte auch schon über seinem Grabe Friede, und niemals ist der Dichter oder einer seiner antirömischen Sprüche einer Censur unterworfen gewesen, ebensowenig wie Petrarca und seine Avignonischen Sonette, weil die Kirche von der aufrichtig gläubigen Gesinnung beider überzeugt war. Ein Laie nur — Thomasin zer Kläre — ist gegen ihn aufgetreten, doch der Klerus nahm manches harte Wort von ihm ohne Groll hin, weil er wusste, dass es aus einem aufrichtigen und wohlmeinenden Herzen kam. So reizbar der Dichter war, so versöhnlich war er auch, und leicht tröstete ihn der Wein des Patriarchen von Aglei über das so schmerzlich empfundene Wasser von Tegernsee.

## WALTHER VON DER VOGELWEIDE\*).

**H**ochgeehrte Herren und Freunde! Als mir der ehrenvolle Auftrag wurde, heute und an diesem Orte zum Gedächtniss Walthers von der Vogelweide, des grössten mittelalterlichen deutschen Lieder- und Spruchdichters, einige Worte zu sprechen, musste mich der Zweifel beschleichen, ob ich einer solchen Aufgabe entsprechen könnte? Indem ich mir die herrlichen Leistungen vergegenwärtigte, welche die mittelhochdeutsche Sprachforschung und Kritik gerade über unseren Dichter hervorgebracht hatten, kam mir eine Zusage fast wie eine Unbescheidenheit vor, da ich kein anderes Verdienst habe, als ein laienhafter Liebhaber und Leser Walthers zu sein. Während ich so schwänkte, war es mir, als hörte ich von Walthers Nachbar und Kunstgenossen Leutold von Seven den Anfang seines zürnenden Rügespruchs:

*Mich wundert, wie den Leuten sei,  
die sich der Ehre schämen,  
Und legen doch die Scham zurück,  
Wo sie nach ganzen Ehren sollten ringen.  
Ich möchte ihnen Arm und Bein und Hand und Zunge lähmen\*\*)!*

Um nun einer solchen Verwünschung des alten, auch hier heimathlichen, Sängers nicht theilhaft zu werden, will ich mich ermuntern und setze jenem angedrohten Zauber herzhaft einen Spruch unseres Walther, den er einst vor Leopold von Oesterreich sang, entgegen:

*In nomine domini! ich will beginnen, sprechet Amen!  
Denn das ist gut für Missgeschick und für des Teufels Samen.*

Erwarten Sie aber, meine Herren, keine Homilie über einen der vielen moralischen Texte, die es im Walther gibt, ebensowenig wie einen chronologischen Abriss seines Lebens oder sonst eine gelehrte Abhandlung, wozu ein so reicher Stoff aus seinen Liedern sich herandrängt, sondern ich möchte von diesem grossen Manne, diesem leuchtenden Gestirn,

\*.) Rede, gehalten am 3. October bei der Enthüllung seiner Gedenktafel auf dem Hof zur innern Vogelweide bei Waidbruck in Tirol. S. Allg. Ztg. vom 4. October 1874 Beil. 277.

\*\*.) W. Wackernagel: Walther v. d. Vogelw., U. v. Singenberg und Leutold v. Seven S. 260.

das die stürmische Nacht des anfangenden dreizehnten Jahrhunderts erhellte, nur ein einfaches Lebens- und Geistesbild geben, wie es uns jetzt noch aus seinen Liedern frisch und lebendig entgegentritt, und möchte in wenigen Worten hervorheben, wie er auch in unsern Tagen noch seinen erziehenden und bildenden Einfluss auf unser gesamtes deutsches Leben ausüben könnte und sollte. Wie der strahlende Edelstein an der Krone König Philipps, *Waise* genannt, ein *Leitstern* für die deutschen Fürsten sein sollte, so kann von unsern Dichters Liedern gesagt werden, dass sie am Himmel deutschen Lebens als unvergängliche Leitsterne glänzen, an denen wir uns auf allen Gebieten unseres Daseins, in Familie und Gesellschaft, in Staat und Kirche, wieder zurechtfinden können. Denn jeder wahrhaft grosse Dichter hat einen erziehenden Einfluss auf seine Nation, und diess um so nachhaltiger und bleibender, je mehr er das innerste und eigenste Wesen seines Volkes zum Ausdruck gebracht hat. Walther aber ist ein solcher Urtypus germanischen Wesens, wie er sich in solcher Reinheit und Schönheit nur in wenigen hervorragenden Persönlichkeiten unserer Geschichte ausgeprägt hat. In ihm erkennen wir unser innerstes Wesen wieder, und wie an dem edelsten Musterbild unseres Geschlechtes sehen wir, wozu unsere ursprüngliche Art befähigt und angelegt ist. Er ist der makellose Spiegel unseres Nationalgewissens, der uns jede fremde Zuthat, jede Verunstaltung unseres Wesens mit strafender Wahrheit vor Augen hält. Aus seinen Liedern sieht uns der alte ehrliche Siegfriedsgeist aus blauen sapphirnen Augen mit unwiderstehlichem Zauber an. Darum wollen wir den *Meister von der Vogelweide* nicht bloss als Meister des Gesanges, sondern auch als Meister des Wortes feiern und betrachten, ihn als unsern Nationalpädagogen und Lehrer, als unsern höhern Zucht- und Sittenmeister anerkennen, wollen ihm über siebenthalb Jahrhunderte hinüber die Hände entgegenstrecken: er wird sie erfassen und von seinem Geiste wird etwas in uns überströmen, das uns edler und grösser, reiner und freudiger machen wird, so wie wir uns manchmal in den kurzen, aber schönsten Augenblicken unseres Lebens selber empfunden haben.

Walthers bildender Einfluss darf aber nicht bloss im allgemeinen in dem Adel seiner Gedanken, in der Reinheit seines Gemüthes, in der Kraft seiner Sentenzen und in der schmucklosen Schönheit seiner Form gesucht werden. Er hat seine Lieder nicht in stolzer Einsamkeit gedichtet, fern von den verschiedenen Ständen und Lagen des menschlichen Lebens, sondern ist mit denselben in fortwährender Berührung geblieben. Er war keine Nachtigall, die sich verbarg, kein Adler, der sich in den Wolken verlor. Fern von unbestimmter Träumerei und vornehmer Absonderung bewegt er sich mitten in der Wirklichkeit des Lebens und nimmt thätigen Antheil an der Bildung der damaligen Menschheit. Er ist ebenso hochgemuth, als einfach bescheiden, ebenso ideal, als verständig. Er weiss ebenso gut ein Kind zu behandeln und einer Mutter durch ein Erziehungsprüchlein zu Hülfe zu kommen, als er versteht, die Huld einer Dame durch den Zauber seiner Töne zu gewinnen oder einen Kaiser in wortscharfer Rede an seine Pflicht zu erinnern. Tief in die Seele des Kindes muss der Mann geblickt haben, der jenen unvergleichlichen Kinderspruch *Nieman kan mit gerten kindeszuht beherten*\*) gedichtet hat, in welchem die reizendste

---

\*) S. II. Beil.

Naivetät hinter der grössten Kunstfertigkeit verborgen ist. Man muss diesen Spruch selbst von lächelndem Kindermunde gehört haben, um zu bemerken, wie sehr hier Walther den Ton der Kinder getroffen hat, die sich selber so gern in liebenswürdiger Selbstironie die Wahrheit sagen. Aber Walther, der durchgängig für das menschliche Leben den unverwischbaren Unterschied von *gut und böse* festhält, kennt die menschliche Natur und die verschiedene Art der Kinder zu gut, um bei der Erziehung die *Gerten* ganz für entbehrlich zu halten; ja er ermahnt in einem scharfen Spruch die Väter, die Salomonische Lehre von den *Besmen* ja nicht zu brechen, sondern diese nicht zu sparen. Er selbst hatte als Erzieher eines vornehmen ungerathenen Kindes — *Selbwasen kint dü bist ze krump* — die bittere Erfahrung gemacht, dass eine von Natur aus krumme Art, bei aller Liebe und Sorgfalt, nicht leicht gerade gemacht werden kann. Mit eindringlichen Worten wendet er sich öfters an erwachsene Jünglinge, *Zucht* und *Mass* ja überall zu beobachten. Wenn der jungen Ritter *Zucht schmal* sei, so müsse man um so mehr von Knappen unhöfische Dinge befürchten. In Beziehung auf Erwerb gilt er den Rath: Junge Männer sollen das *Gut* weder allzu sehr lieben, noch verachten, sondern *auf die Wage ein rechtes Lot legen* und alles der Ehre gemäss abwägen. Im Umgang mit älteren Männern sollen sie bescheiden sein: die Alten sollen *rathen* und die Jungen *thaten*. Ausser dem Wort *Ehre* gebraucht Walther wohl keines so oft als *Zucht*, und das höchste Lob, dass er von deutschen Männern sagen kann, ist: dass sie *wohlgezogen* seien. Vom reifen Manne fordert er, dass er kühn, mild und beständig, dass sein Muth fest wie ein Fels und seine Treue schlicht und eben sei *wie ein wohlgemachter Pfeilschaft*. Vor zu vielem Trinken warnt er den gastfreien Wirth ebenso sehr, wie den geladenen Gast. Es soll ein jeglicher Mann trinken, den *Durst zu büssen*, aber

*Er hat nicht wohl getrunken, der sich übertrinket,*

*Wie ziemt das biederbem Mann, dass ihm die Zunge hinket?*

Am meisten aber ereifert er sich gegen alles falsche und doppelzüngige Wesen. Er empfindet Grauen vor falschen Lächlern, die Honig auf der Zunge und Galle im Herzen haben. *Verlogener Mund und zwerches Sehen* ist ihm in der Seele zuwider. Er wünscht Gottes Zorn auf jene, die sich der Hand des Mannes mit Aalglätte zu entwinden wissen; ein wahres und offenes Nein sei ihm lieber, als zwei geheuchelte Ja. Er besitzt einen solchen Erfahrungsschatz von Lebensregeln und sprichwortartigen Sentenzen, dass man den zarten Minnesinger ganz vergisst, und bald eine kluge deutsche Hausmutter, bald ein graubärtiges Familienhaupt zu hören meint. Und dennoch kennt er das häusliche Leben fast nur aus dem Gegensatz seines unstäten Wanderlebens, das er uns so ergreifend schildert hat. Wie oft musste er erfahren, dass er als Gast so unwillkommen erschien, wie dem Spieler ein Schach! Alsdann ruft er in wehmüthigen Worten aus, dass er gern an eigenem Herd erwärmen und auch sagen möchte: *Ich bin daheim*, oder *Jetzt will ich heim*, statt heute Nacht hier und morgen dort zu sein und kargen Wirthen danken zu müssen! Allein zum Theil lag auch an ihm die Schuld, indem er die Anschauungen seines Standes und Zeitalters nicht zu überwinden vermochte. Nachdem er durch die Gnade des Kaisers ein Lehen erhalten hatte, wusste er nicht zu wirthschaften, da die Seele des Hauses, die waltende Hausfrau, fehlte. Er hatte nicht den Muth, mit seinem Wort ernst zu machen und

jenes niedrig geborne Fräulein heimzuführen, von der er gesagt hatte, dass er ihr *gläsernes Fingerlein* (Ringlein) vor aller Königinnen Gold nehmen würde; er blieb vielmehr als ausstehender Idealist bei seiner hohen unfruchtbaren Minne, mit der er um weniges oder nichts vierzig Jahre vertrag. Wie ganz anders war doch sein späterer Nachbar Oswald von Wolkenstein, der sich noch mit fünfzig Jahren getraute, die schöne Schwangauerin heimzuführen! Freilich sah dieser weltgewandte Mann in Beziehung auf irdische Dinge mit seinem einzigen Auge mehr, als der schüchterne ideale Walther mit zweien, der nie seinen Vortheil wahrzunehmen wusste, zumal wenn er denselben nicht mit Gewissen und Ehre vereinigen konnte. *Um eines, das da heisset Ehre, lass' ich viele Dinge unterwegen*, war sein Wahlspruch. Gott, sagt er, sei ein solcher *Ebenaere* (Gleichmacher), dass er dem einen Gut und Gewinn, dem andern aber *schönen Sinn* verleihe. Mit dem letzten Worte hat er sich in der bündigsten Weise selbst charakterisirt. *Mir ist gegeben, dass ich singen muss*, hatte er in einer andern Stelle ausgerufen. Die Welt des Schönen, die Welt der Kunst war seine Heimath.

Der Welt Freude zu bereiten, betrachtete er als die Aufgabe seiner Kunst. Deutschen Männern und Frauen wollte er ein Freudenbringer und Freudenerwecker sein. Es war selbst seine grösste Freude und sein grösster Stolz, wenn ihm diess gelang, und sein grösster Schmerz, wenn schlimme Zeiten oder verschlimmerte Sitten die Empfänglichkeit für die reinen Freuden der Kunst, der Natur und des Lebens hinderten. Wenn er die alten Zeiten lobt, hebt er immer hervor, dass man einst fröhlicher war, als jetzt. *Es wäre uns allen diese Art Seligkeit noth, dass man wahrer Freude wieder ebenso schön pflege, als ehemals*. Mit Vorwürfen wendet er sich dann an die jungen Leute: *warum sie denn gar so sorglich sich gebärden, da sie vor Freuden sollten in den Lüften schweben*. In einem kalten und bösen Winter wollte er am Leben verzagen, aber, meinte er, Gott werde ihn nicht sterben lassen, denn das würde *guten Leuten schaden, und denen, die gern nach Freuden ringen und gern tanzen und springen*. Immer ist er bereit, Freude zu geben und zu borgen, nur dass er manchmal eine andere dafür eintauschen möchte. Aber die Freude, die er meinte, ist nicht die der gewöhnlichen Menschen. Die wahre Freude biete sich nicht von selbst, sondern müsse erstrebt, müsse *errungen* werden. Sobald man ohne Furcht übles thue, sobald man Treue, Milde, Zucht und Ehre nicht mehr wahre, müsse der Muth an der Freude verzagen. Zu den reinsten und edelsten Freuden rechnet Walther die Freuden der Natur. Ein frischer Maimorgen, wenn die Blumen aus dem Grase dringen und zur strahlenden Sonne emporlächeln, wenn die Vögelein in ihrer besten Weise singen, ist ihm ein *halbes Himmelreich*. Nie ermüdet er den Frühling und die blumenreiche Haide zu besingen, aber alle Wunder des Maien seien nichts gegen die minnigliche Erscheinung einer holden Frau.

Die Freuden des Herzens gehen ihm weit über jede andere irdische Freude, und wenige Dichter aller Zeiten und Völker haben jene mit einer so hohen Kunst und zugleich mit einer solchen Innigkeit und sittlichen Zartheit besungen, wie Walther von der Vogelweide. Wie er sich aber in sittlicher Hinsicht von den Anschauungen der gewöhnlichen Welt weit entfernte, und sagte: Minne sei zwar ein gebräuchliches Wort, in der That aber etwas sehr unbekanntes, und sie geradezu einen Hort aller Tugend nannte, so suchte er sie auch in dichterisch-künstlicher Beziehung aller *Unfuoge*, d. h. allem Gemeinen, zu entzücken, und hielt nur eine höfische Behandlung und den hohen Ton ihrer würdig. Walthers

Minnelieder sind nach Gehalt, Erfindung und Form das edelste und kunstvollste, was er geschaffen hat, und nur eine einseitige Betrachtung kann sie für inhaltlos und tadelnd erklären und unter seine Sprüche herabsetzen. Indem er die Wärme des Herzens immer durch die Klarheit des Gedankens beherrscht und die Stärke der Leidenschaft durch den edelsten und feinsten Ausdruck mildert, gewinnen sie jene Schönheit und Würde, woraus die classische Vollendung besteht. Wenn man von dem Vergnügen, das sie gewähren, und von dem süßen, aber nicht berauschenden Dufte, der diesen Paradiesesblumen entströmt, absieht, und sie nur als Producte der Kunst betrachtet, so muss man staunen über die Feinheit und Zartheit, über den ungewöhnlichen Formensinn, mit welchem diese Lieder gebildet sind. Wie nach der innerlichen Seite die Angelegenheiten des Herzens mit krystal- lener Dialektik behandelt sind, so ist auch äusserlich alles sorgfältig abgewogen, vertheilt und gegenübergestellt, und man begreift das Lob, das Gottfried von Strassburg *der Meisterinn Nachtigall von der Vogelweide* zutheil werden lässt. Walther hat sich unter die Herrschaft der deutschen Grazie, der *Frau Mäze*, begeben, und darum alles vermieden, was zu laut, zu farbig und zu stark ist. Darum überall feine Linien, scharfe Conturen, milde, aber edelsteinklare Farben, sanfte und tiefe Töne von bezaubernder Süßigkeit! Die Anfänge seiner Lieder erwecken schon meistens eine fröhliche Stimmung, wie: *Ein neuer Sommer, eine neue Zeit, eine frohe Hoffnung, ein lieber Wahn — Sag' mir jemand, was ist Minne, ich weiss davon ein Theil, drum wüsst ich gerne mehr — Ihr sollt sprechen: sei willkommen! der euch neues bringt, bin ich* — und wie ein Musiker seine besten Gedanken nicht in die letzten Tacte legt, sondern sie da verklingen lässt, so auch Walther, ungleich so vielen modernen Dichtern, welche die sogenannte *Pointe* in die letzten Zeilen legen zu müssen glauben. Gegen nichts aber kann sich unser Dichter so sehr ereifern, als gegen *ungefüge Töne*, gegen die Herabwürdigung und Verdrängung des höfischen Gesanges durch rohen, übertriebenen Wortschall und frevelhafte Weisen. Wo solcher Geschmack herrscht, will er fern bleiben, und niemals in der Mühle harfen, wo der Stein so rauschend umgeht und das Rad so manche *Unweise* hat. *Ich will wonniglichen Massen pflegen* — diesem Grundsatz ist er sein Leben lang treu geblieben.

Ja, nicht bloss Walthers *Mass* — weise Mässigung — auch seine *Masse*, d. h. seine Metra und seine Strophen, sind *wonniglich*, kunstvoll und dem deutschen Geist angemessen. Wir haben alle möglichen alten und neuern Masse adoptirt, die der Römer, Griechen, Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, Perser, — kurz aller Welt; aber unsere eigenen nationalen Vermasse, wie sie z. B. Walther in Lied und Spruch angewandt hat, und die an Kunstfertigkeit und Brauchbarkeit Sonetten und Octaven, Distichen und Alexandrinern etc. mindestens gleichstehen, wo nicht vorzuziehen sind, haben wir entweder — gleich schlimm — verachtet oder vergessen. Von unsern so zahlreichen Prosodikern und Magistern der Verskunst hat sich keiner gefunden, der, von wahrhaft nationaler Gesinnung getrieben, die gesetzgeberische Kraft gehabt hätte, die Walther'schen Töne und Spruchformen bei uns einzubürgern, sie mit unsern neueren — leider nicht mehr zu beseitigenden — Versregeln auszugleichen, und so mit echt deutschen Formen zugleich die Liebe zu unserer schönen alten Sprache zu erwecken. Gewiss würden viele poetische Producte unserer Literatur den fremdländischen Geschmack nicht haben, wenn man Walthers



Wort beherzt hätte: *Der gute Wein wird nirgends gut, als in dem guten Fasse.* So war unser Dichter mittelst der Weisheit seines Wortes, seines Gesanges und seiner Kunst auf Geige und Harfe ein Pfleger der reinsten Freude, und die Heiterkeit seines Gemüthes hatte sich so sehr seinem Antlitz aufgeprägt, dass er fröhlich erschien, wenn er auch Trauer im Herzen hatte. Alsdann seufzte er: Mancher wähnet, der mich sieht, mein Herz sei an Freuden reich. Hoher Freuden habe ich nicht, und sie werden mir nur dann wieder zu theil, *wenn deutsche Leute wieder gut werden. Gerne wär' ich manchmal froh, allein Gesellschaft find' ich nicht.* Dann vergleicht er sich mit einem klagenden Vögelein, das sich versteckt: *Ich singe nicht, es muss erst tagen.*

Bei einer solchen Zartheit des Gemüthes sollte man glauben, dass dieser Sänger in stiller Zurückgezogenheit oder nur in heitern kleinen Kreisen gelebt und die grosse Welt vermieden habe, und dennoch hat er in den ersten Decennien des 13. Jahrhunderts die bekannte welthistorische Rolle gespielt, nicht durch die Kraft seiner Thaten, sondern durch die Macht seines Wortes und das Ansehen seines Charakters. Er beobachtete mit klarem Blick den Gang der politischen Dinge und liess bei allen wichtigen Katastrophen des damaligen Deutschlands, das keiner inniger geliebt und schöner gelobt hat, als er, seine wohlgemeinten Mahnungen erschallen. Die letzten Zeiten Kaiser Friedrich Barbarossa's, die er noch als Jüngling gesehen und deren Grösse und Würde unter Heinrich VI. noch nachwirkten, waren sein politisches Ideal, und er schätzte sich glücklich, jenen Tag gesehen zu haben, wo alle Nachbarvölker unser Lob verkündeten, und keines war, das nicht entweder bezwungen wurde oder unsere Freundschaft suchte.

Sollten uns aber *fremde Zungen Ehre bieten*, so müsse *Mannheit und Milde* beisammen sein, und er pries es an Kaiser Otto, dass er zwei sinnreiche *Heerzeichen, des Aaren Tugend und des Löwen Kraft, an seinem Schilde* vereinige. Im Innern müsse *Treue und Wahrheit* walten: *sind diese bescholten, so ist es aller Ehren ein Schlag.* Im Staate gebe es sechs Rätthe, drei gute und drei böse. Die ersten heissen *frum* (Nutzen), *gotes hulde* (Religiosität), und *êre*. Die soll ein Kaiser in seinen höchsten Rath aufnehmen. Die gegenüberstehenden bösen Rätthe sind: Schade, Sünde und Schande. Wenn *Friede und Recht* verwundet sind, dann haben jene drei höchsten Güter kein sicheres Geleite, weil Untreue im Hinterhalt sitze und Gewalt auf der Strasse fahre. Trete ein solcher Zustand ein, dann sei es schlimmer, als bei den Thieren, bei denen selbst eine Art Rechtszustand und Ordnung wahrzunehmen sei: denn selbst die *Mücken haben ihren König*. Diese ewige Ordnung unter den Menschen aufrecht zu erhalten, dazu ist der Kaiser als *Vogt Gottes* berufen, dessen *Krone über allen Kronen* glänze, und dessen Hand voll Kraft, beides, bestrafen und belohnen müsse. Näher an das Volk treten die Fürsten heran, denen Walther in dem unvergleichlich schönen Spruch: *Ir Fürsten tugendet iuvern sin mit reiner giete etc.\*)* ihre Pflichten, mit aller Wärme eines für des Volkes Wohl schlagenden Herzens vor Augen gestellt hat. Zum Umgang mit den höchsten fürstlichen Personen Deutschlands befähigte

\*) S. III. Beilage.

Walther nicht bloss seine evidente adelige Abkunft, sondern vorzugsweise seine hohe höfische Bildung, mit der er immer den Freimuth eines echten deutschen Mannes verband. Es sei nun einmal seine Sitte, dass man ihn immer bei den *Theuersten* finden müsse. In erster Reihe verherrlicht er die Herzoge Friedrich den Katholischen und Leopold den Glorreichen von Oesterreich, seine hochsinnigen Gönner und Freunde, seine höfischen Tröster am *wonnglichen Hof zu Wien*, wohin es ihn immer wieder hinabzog. Freilich kam noch eine andere Anziehungskraft hinzu, die man bis jetzt nicht bemerkt zu haben scheint; denn Walthers Freundin war, wenn man das Lied: *Mich nimt iemer wunder was ein wip* näher betrachtet, jedenfalls eine Wienerin. Denn wo sollten die *tausend Mann*, die da wohnten, wo sie war, anders gewesen sein, als zu Wien\*)? Als Gast (*ingesinde*) des milden Landgrafen Hermann von Thüringen, der Gott gleich die Sonne seiner Huld aufgehen liess über Gute und Böse, preist er vor allem dessen gleiches unwandelbares Wesen, das sich nicht nach der *lüne* (Mond) richte. Sein Lob grüne und falbe nicht mit dem Klee, sondern blühe gleichmässig Sommer und Winter, später geradeso, wie in den ersten Jahren. Ebenso weiss der Dichter an dessen Sohn Ludwig, *seinen jungen Herrn*, keinen Tadel, als den der *Säummiss*, weil dem kreuzfahrtbegeisterten Walther die Ausrüstung ins hl. Land von Seite des Gemahls der hl. Elisabeth etwas zu langsam von statten ging. Sehr unvortheilhaft erschien neben diesen der Markgraf Dietrich von Meissen, den der Dichter anfangs für mehr als einen Engel gehalten, ihn aber später als ganz anders erfunden hatte. Mit dem edlen Bernhard von Kärnthen, dem *Martyrer um Ehre*, stand der Dichter in engerem freundschaftlichen Verhältniss, das klatschsüchtige Schranzen (*hovebellen*) vergeblich zu stören wagten. Die grösste Freude erlebte der Dichter, als ihn Herzog Ludwig von Bayern 1213\*\*) von Frankfurt aus durch das Zeichen einer gesendeten Kerze in die Zahl seiner Dienstmannen aufnahm, wofür er ihm sinnreiche Worte des Dankes erstattete. Vielleicht wurde der Dichter vom Bayerfürsten zum Erzieher des jungen Königs Heinrich dem Reichskanzler Engelbert von Köln empfohlen, da beide Pfleger des Prinzen waren. Diesem würdigen Bischof, der sich mit Walther in der Liederkunst oft unterhalten zu haben scheint, ertheilt er die höchsten Lobsprüche, nennt ihn *Fürstenmeister, getreuen Königspfleger, Kaisers Ehrentröst*, und hat ihm einen eigenen Ton gewidmet. Ebenso hat ein anderer Kirchenfürst unsern Dichter beschützt, und ihm *Fass* und *Pfanne* füllen helfen: der *biedere, tadelsfreie* Patriarch von Aglei, Berthold von Andechs und Bruder von Walthers Landesherrn, Otto's von Meran. Wir finden zwar diesen letztern unter den Gönnern Walthers nicht verzeichnet, da aber Herzog Otto weitläufige Besitzungen in Franken besass, und grösstentheils daselbst residirte (Plassenburg, Nieten), so dürfte die Annahme als nicht zu gewagt erscheinen, dass Walther sein fränkisches Kaiserlehen durch Otto's Vermittlung erhalten habe. Wenn in dem vielbesprochenen Nürnberger Reichstagsspruch, den wir auf das Jahr 1219 setzen, von

\*) Diese Ansicht ist hier, soviel wir wissen, zum erstenmal ausgesprochen.

\*\*) Zu Lichtmess. S. v. Lang: Bayerische Jahrbücher S. 57 und W. Wackernagel: Bischofs- und Dienstmannen-Recht v. Basel S. 26 Beil. VIII. Lachmanns Annahme des 20. März 1212 ist irrig, da solche Kerzen nur an Lichtmess vertheilt wurden.

heimischen Fürsten die Rede ist, so dürfte Walthers Landesfürst in erster Reihe gemeint gewesen sein. Ausser diesem waren daselbst urkundlich zugegen Walthers Gönner, die Herzoge Ludwig von Bayern, Bernhard von Kärnthen und der eben vom Kreuzzug zurückgekommene Leopold von Oesterreich als *Gast*. Durch seine hohe Auffassung vom fürstlichen Beruf, durch seine freimüthigen Ansprachen an die Träger der Gewalt, durch die wohlbemessenen Lobsprüche, die er ihnen ertheilt und die ebensovielen belehrende Winke enthalten, ist der Dichter selbst zum *Fürstenmeister*, nicht bloss für die damalige, sondern für jede Zeit in Deutschland geworden.

Walthers deutsche Gesinnung ruhte auf religiösem Grunde, in der Art, dass das Christenthum nicht als etwas zum deutschen Wesen hinzugekommenes und fremdes, sondern als ein mit demselben innigst verwandtes und durchweg natürliches Element erscheint. Es ist, als ob Deutschthum und Christenthum geradezu für einander geschaffen worden seien, um durch ihre Verbindung die edelsten Blüten der Menschlichkeit hervorzubringen. Diese Vorstellung leidet selbst keine Störung durch die theils scholastisch-dialektische, theils mystisch-contemplative Art, wie sich der Dichter die Hauptlehren der Religion im Geiste der Zeit zurechtlegt; übrigens war er kein Freund von müssiger Speculation, und er nennt denjenigen einen *dummen Gauh*, der durch tag- und nächtlanges Brüten Gottes Wesen ergründen wolle. Verstand und Gemüth wollen bei uns gleichmässig befriedigt sein, und die einseitige Ausbildung einer der beiden Anlagen wird sich in Deutschland niemals auf die Dauer halten. Dabei entspricht es dem Wahrheitsgefühl des Deutschen, das durch den Verstand Errungene und aus dem Gemüth Geschöpfte sogleich ins Leben überzusetzen. Was Walther meditiert hat, das lebt er auch, und macht sich Vorwürfe, wenn seine Werke irgend den Grundsätzen des Glaubens nicht ganz entsprechen. Er wird über sich selbst erzürnt, dass er weder gegen Gott, noch gegen seinen *Ebenchristen* die rechte Minne erbringen könne, da er niemandem noch so hold gewesen sei, als sich selbst. Indess war es ihm früher einmal entschlüpft, dass er von Kindheit an doch zwei gute Eigenschaften habe: er könne Freude theilen mit den Frohen, *und lache ungerne, wenn man bei ihm weine*. Und so wahr ist dieser Mann nicht bloss gegen sich und Gott, sondern auch gegen die Welt, dass er öfters förmliche Schuldbekennnisse ablegt, in denen er mit der rückhaltlosen Strenge eines Büssers sein Inneres darlegt. Was gibt es rührenderes, als seine Abschiedslieder von der Welt, in denen er die Täuschungen des Lebens schildert, von denen er sich entöhnen will, aber nicht, um sich den Willen zum Leben abzugewöhnen und beim Nichtstehen zu bleiben, sondern um vom Vergänglichen zum Bleibenden und von der falschen Minne zur wahren überzugehen. Aber auch mit dieser seiner Sinnesänderung und Hinkehr zum Ewigen machte er hohen Ernst, indem er sein Erdenleben mit einer grossen That gleich dem alten Barbarossa, nämlich mit einer Fahrt ins heilige Land, besiegeln und abschliessen wollte. Hier war es wohl, hier in seiner Heimath, wo er 1227 noch die letzten Mittel zu seiner Ausrüstung aufzutreiben hoffte, aber alles so verändert fand, dass er in jenes herzerreissende Abschiedslied: *O weh, wohin verschwanden alle meine Jahre*, ausbrach, so dass er den Entschluss fasste, wenn es ihm nicht gelänge, als Ritter in lichtigem Helm und harten Ringen mitziehen zu können, den Speer des Söldners zu ergreifen — denn auch damit werde er eine ewige Krone erjagen können.

Fragt man nach dem Werthe seiner Invectiven gegen Klerus und Papst, so dürfte vor allem zu bemerken sein, dass er nicht gegen die Vertreter der Religion, nicht gegen den geistlichen Stand als solchen eingenommen war, denn er verkehrte mit Hoch und Nieder aus diesem Stande, hatte einen Patriarchen zum Gönner und einen Klausner zum Gewissensrath. Aber er machte bei den Dienern der Religion denselben Unterschied, wie bei den Frauen, mit denen er sie geradezu in Parallele bringt. *Frauen und Pfaffen seien edle Namen*, aber das schade beiden, dass sie sich nicht von den Bösen trennen. *Man solle glauben*, sagt er, *was die Pfaffen gutes lesen*, und als ihren Beruf erkennt er, dass sie uns zum Himmel *stegen* sollen. Wo er nun Lehre und Leben bei diesem Stande, von dem er einen so hohen Begriff hatte, in Widerspruch fand, da wird allerdings der heitere Sänger zum Nibelungen-Volker, der statt mit dem Geigenbogen mit zweischneidigem Schwerte fidelt. Was seine Sirventen gegen den Papst betrifft, so haben dieselben vielfach durch die Geschichte ihre berichtigende Controle gefunden, wie z. B. der Spruch vom *Stock*; denn die rechtlichen Cautelen, mit denen solche Sammlungen für die Kreuzzüge umgeben waren, sorgten hinreichend für die rechte Verwendung. Innocenz III. hatte sie selbst erlassen, und dieser grosse Papst steht in der Geschichte ganz anders da, als ihn Walther, der merkwürdigerweise nie über den Po hinüberkam und nie eine Romfahrt mitmachte, aufgefasst hatte. In Beziehung auf Gerbert-Sylvester, dessen wissenschaftliche Bildung er für Zauberei hielt, war er ganz in den Vorurtheilen seines Zeitalters befangen. Uebrigens tadelte Walther gerne, weil er das Ideal (*das schöne Bild*, wie er sich ausdrückt), das er in sich trug, in der Welt nicht verwirklicht fand, und er hatte insofern ein gewisses Recht dazu, als er an sich selbst die höchsten sittlichen und künstlerischen Anforderungen stellte. Und tadelte er bloss die Geistlichen und den Papst? Hat er nicht auch die Kaiser getadelt, die Fürsten und selbst seine Gönner, Richter und Räthe, die Ritter, besonders die jungen, auch die Frauen und überhaupt alle seine Zeitgenossen? Ja, selbst die Engel im Himmel hat er getadelt! Er macht den drei Erzengeln die stärksten Vorwürfe darüber, dass sie sich bei der Eroberung des heiligen Landes so schlecht betheiligen: er will sie nicht eher grüssen oder loben, bis sie den *Heiden* einen Schaden zugefügt haben.

Und wenn er jetzt als Gast aus jenem Lande, das *Nimmermehr o weh* heisst, wiederkäme und diese feierliche Versammlung mit jenem stolzen Gange, den er selbst als *Kranichsschritt* an sich belächelte, durchwandelte und mit seinen bekannten, scharf beobachtenden Augen musterte, würden wir es uns zutrauen, vor seinem Ideal deutscher Tugend und Sitte zu bestehen? Und wenn er uns dann, mit jenem Grusse, den er einst nach Wolfram von Eschenbach den zweierlei Gästen Hermanns von Thüringen bot, grüssen würde: *Bös' und Gute, guten Tag!* würde uns ein solcher mit Tadel gemischter Gruss aus seinem Munde nicht lieber sein, als alles erdenkliche Erdenlob? Und wenn er dann dieses verloren gegangene Lied zu Ende singen würde, wie wäre uns zu Muthe? Würden wir nicht den grössten Gewinn für ein solches Glück gern dahin geben?

Aber in der That, sein Geist ist nicht fern von einem jeden von uns, er lebt in seinen Liedern, die uns die Vorzeit zum grössten Theil erhalten, und die uns die deutsche Wissenschaft in immer reinerer Gestalt dargestellt hat. Es erübrigt nur, dass ihr

Inhalt mehr Gemeingut des deutschen Volkes werde und bleibe, denn es ist das innerste Eigenthum seines Herzens. Ist auch der Ausdruck der Sprache veraltet — obwohl aus ihrem Urquell unsere neuere Sprache wieder verjüngt werden könnte — seine Gedanken und Gefühle haben eine ewige Jugend.

*Hör Walther doenet hiur wie vert* — sagt ein späterer Sänger; ja, Walther stirbt nicht, er tönt in diesem, wie im vorigen Jahre, und wird so lange fortönen, als in Deutschland häusliche Zucht, reine gesellige Freude, staatliche Ordnung, Pietät und christliche Sitte sein werden.



# BEILAGEN.

---





## I.

## Betrachtung des Dichters,

dass ohne staatliche Ordnung Recht und Friede gefährdet und die höchsten Lebensgüter nicht zu erwerben seien.

**I**ch saz ûf eime steine,  
 und dahte bein mit beine:  
 dar ûf sazt ich den ellenbogen:  
 ich hete in mîne hant gesmogen  
 daz kinne und ein mîn wange.  
 dô dâhte ich mir vil ange,  
 wie man zer welte solte leben:  
 deheinen rât kond ich gegeben,  
 wie man driu dinc erwurbe,  
 der keines niht verdurbe.  
 diu zwei sint êre und varnde guot,  
 daz dicke ein ander schaden tuot:  
 daz dritte ist gotes hulde,  
 der zweier übergulde.  
 die wolte ich gerne in einen schrîn.  
 jâ leider desn mac nit gesir,  
 daz guot und weltlich êre  
 und gotes hulde mêre  
 zesamene in ein herze komen.  
 stîg unde wege sint in benomen:  
 untriuwe ist in der sâze,  
 gewalt vert ûf der strâze:  
 fride unde reht sint sêre wunt.  
 diu driu enhabent geleites niht, diu zwei en-  
 werden ê gesunt.

*Auf felsigem Gesteine*

*Sass ich, gekreuzt die Beine,  
 Den Ellenbogen drauf gestützt  
 Und mit der hohlen Hand beschützt  
 Das Kinn und eine Wange.  
 Ich sann und fragte bange:  
 „Wie soll ich leben in der Welt?“  
 Um meinen Rath wars schlecht bestellt:  
 Wie ich drei Ding' erwürbe,  
 Dass keins davon verdürbe.  
 Zwei sind es: Ehr' und fahrend Gut,  
 Das eins dem andern schaden thut.  
 Das Dritte: Gottes Gnade  
 Legt' ich in meine Lade  
 Als höchstes Kleinod altzugern.  
 Das aber leider bleibt mir fern,  
 Dass ich zu Gut und Ehre  
 Auch noch zugleich vermehre  
 Die Huld des Herrn in meiner Brust;  
 Dazu ist mir kein Weg bewusst.  
 Untreuë sitzt im Passe,  
 Gewalt fährt auf der Strasse,  
 Das Recht ist und der Friede wund:  
 Schutz haben meine drei nur dann, wenn  
 einmal diese zwei gesund.*

## II.

## Kinderspruch.

Nieman kan mit gerten  
 kindes zuht beherten :  
 den man zêren bringen mac,  
 dem ist ein wort als ein slac,  
 dem ist ein wort als ein slac,  
 den man zêren bringen mac :  
 kindes zuht beherten  
 nieman kan mit gerten.

Hüetent iuwer zungen :  
 daz zimt wol dien jungen.  
 stôz den rigel für die tür,  
 lâ kein boese wort dar für.  
 lâ kein boese wort dar für.  
 stôz den rigel für die tür :  
 daz zimt wol dien jungen.  
 hüetent iuwer zungen.

Hüetent iuwer ougen  
 offenbâr und tougen,  
 lânt si guote site spehen  
 und die boesen überschen.  
 und die boesen überschen  
 lânt si, guote site spehen  
 offenbâr und tougen :  
 hüetent iuwer ougen.

Hüetent iuwer ôren,  
 oder ir sint tôren.  
 lânt ir boesiu wort dar in,  
 daz gunêret iu den sin.  
 daz gunêret iu den sin,  
 lânt ir boesiu wort dar in,  
 oder ir sint tôren.  
 hüetent iuwer ôren.

*Niemand kann mit Streichen  
 Kindesucht erreichen.  
 Wer zu Ehren kommen mag,  
 Dem gilt Wort soviel als Schlag.  
 Dem gilt Wort soviel als Schlag,  
 Der zu Ehren kommen mag.  
 Kindesucht erreichen  
 Niemand kann mit Streichen.*

*Hütet eure Zungen,  
 Das geziemt den Jungen.  
 Schiebt den Riegel vor die Thür,  
 Lasst kein böses Wort herfür.  
 Lasst kein böses Wort herfür,  
 Schiebt den Riegel vor die Thür.  
 Das geziemt den Jungen:  
 Hütet eure Zungen!*

*Wachsam müsst ihr sorgen,  
 Offen und verborgen,  
 Dass die Augen Gutes sehen.  
 Lasst sie Böses übergehen!  
 Lasst sie Böses übergehen!  
 Dass die Augen Gutes sehen,  
 Offen und verborgen,  
 Wachsam müsst ihr sorgen!*

*Hütet eure Ohren!  
 Oder ihr seid Thoren.  
 Lasst ihr böse Worte drinn,  
 Das verunehrt euern Sinn!  
 Das verunehrt euern Sinn,  
 Lasst ihr böse Worte drinn,  
 Oder ihr seid Thoren,  
 Hütet eure Ohren!*

Hüetent wol der drier  
leider alze frïer.  
zungen ougen ôren sint  
dicke schalchaft, zêren bliint.  
dicke schalchaft, zêren bliint,  
zungen ougen ôren sint.  
leider alze frïer  
hüetent wol der drier.

*Achtet dieser dreien,  
Die sich gern befreien.  
Zungen, Augen, Ohren sind  
Schalkhaft oft, für Ehre blind.  
Schalkhaft oft, für Ehre blind  
Zungen, Augen, Ohren sind.  
Die sich gern befreien,  
Achtet dieser dreien!*

III.

An die deutschen Fürsten.

Ir fürsten, tugendet iwern sin mit reiner güete,  
sit gegen friunden senftc, tragt gein vinden  
høhgemüete:  
sterket reht, und danket gote der grøzen  
ëren,  
daz manic mensch lip und sin guot muoz iu  
ze dienste kêren.  
Sit milte, fridebaere, lât in wirde iuch  
schauwen:  
sø lobent iuch die reinen sūezen frouwen.  
schame, triuwe, erbernde, zuht, die sult ir  
gerne tragen:  
minnet got, und rihtet swaz die armen kla-  
gen:  
gloubt niht daz iu die lügenaere sagen,  
und volget guotem râte: sø mugt ir in himele  
bouwen.

*Ihr Fürsten, euern Sinn veredle reine Güte!  
Den Freunden sanft, den Feinden stolz, er-  
scheinet von Gemüthe.  
Bestärkt das Recht und dankt dem Herrn  
der grossen Ehren,  
Dass mancher Mann, so Leib als Gut, muss  
euch zu Dienste kehren.  
Seid milde, friedevoll, lasst euch in Würde  
schauen,  
So loben euch die reinen süssen Frauen.  
Erbarmung, Treue, Scham und Zucht, die sollt  
ihr gerne tragen:  
Liebt Gott und schlichtet gern, was euch die  
Armen klagen.  
Glaubt nicht, was immer euch die Lügner sagen,  
Und folget gutem Rath: so mögt ihr in den  
Himmel bauen.*

IV.

Walthers Grab und Testament.

Wenn Franken auf die Ehre verzichten muss, den grössten mittelalterlichen Lyriker geboren zu haben, so ist es dagegen zweifellos, dass der Dichter daselbst seinen spätern Wohnsitz gehabt und in Würzburg im Kreuzgange des Neuen Münsters seine letzte Ruhestätte gefunden habe. Ist auch sein ursprüngliches Grabmal nicht durch Wetter und Zeit, sondern durch die Wuth vandalischer Krieger zerstört worden, so ist uns doch in einem bleibenden Denkmal, in der berühmten, auf der Münchener Universität befindlichen Würzburger Handschrift nicht bloss der grösste Theil seiner Lieder, sondern auch seine Grabschrift aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts aufbewahrt. Zwar ist dieselbe kein epitaphisches Meisterstück und im Mönchsstyl der damaligen Zeit, in gereimten (leoninischen) Hexametern abgefasst; doch hebt sie drei Hauptmerkmale an unserm Dichter in einfacher und schöner Bezeichnung hervor: dass er als Lyriker die Blüthe des Ausdrucks, als Spruchdichter der Mund der Pallas und als Mensch die Rechtschaffenheit selbst gewesen sei:

Pascua qui volucrum vivus Walthere fuisti,  
 Qui flos eloquii, qui Palladis os obiisti!  
 Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,  
 Qui legit, hic dicat: Deus istius miserere!

*Weide der Vögelin hiessst du, Walther, in irdischen Tagen,  
 Blume des Worts und der Pallas Mund, nun zu Grabe getragen!  
 Dass die Verklärung im Licht du erlangest, der Redlichsten Einer,  
 Sage, wer immer dies liest hier: „Gott erbarme sich Deiner!“*

Aus der ersten lateinischen Zeile bildete sich das folgende apokryphe Schriftstück, das man, da sein Unechtheit augenfällig ist, doch als Wiedergabe einer *lieblichen Volkssage* gelten lassen will. Aus einem lateinischen Hexameter bildet sich aber keine Volkssage, sondern die ganze Erzählung ist von einem schlechten Latinisten des XV. oder XVI. Jahrhunderts ohne jede Kenntniss des Walther'schen Geistes und ohne Rücksicht auf die Natur der Sache lediglich zum Behufe einer Satire gegen die Chorherren des Neuen Münsters erfunden worden.

In novi monasterii ambitu, vulgo Lorenzgarten, sepultus est Waltherus  
 sub arbore. Hic in vita sua constituit in suo testamento volucris super  
 lapide suo dari blanda et potum, et quod adhuc die hodierna cernitur,

fecit quatuor foramina fieri in lapide, sub quo sepultus est, ad aves quoti- die pascendas. Capitulum vero Novi Monasterii hoc testamentum volucrum transtulit in semellas dari canonicis in suo anniversario et non amplius volucris. — Oberthür; Minne- und Meistersänger aus Franken. S. 30.

*Im Kreuzgange des Neuen Münsters, vulgo Lorenzgarten, ist Walther unter einem Baume begraben. Er bestimmte bei Lebzeiten in seinem Testamente, dass den Vögeln über seinem Grabsteine Lockspeisen und Trank gegeben werde, und liess, was bis auf den heutigen Tag gesehen wird, in dem Steine, unter welchem er begraben ist, vier Löcher machen zur täglichen Weide der Vögel. Aber das Kapitel des Neuen Münsters hat dieses Testament der Vögel in Semmeln verwandelt, welche an seinem Jahrestag den Kanonikern gegeben werden sollten und nicht mehr den Vögeln.*

Diese Nachricht, berichtet Oberthür, habe Ignaz Gropp in einer verlorenen (!) Chronik von Würzburg gefunden. Der Recensent des Oberthür'schen Werkes in den Göttinger gelehrten Anzeigen vom Jahre 1818 S. 2054 hat nun fleissig die zwei Folianten des Gropp, und Dr. Reuss\*) in Würzburg alle Archivalien durchstöbert, aber beide konnten von jener Angabe keine Spur entdecken. Von den vier Löchern sagt der Göttinger Recensent, sie hätten zu einem andern Zwecke gedient, ohne anzugeben, zu welchem? Wenn je an der Sache etwas wahres ist, so dienten dieselben entweder zur Aufnahme des geweihten Wassers, oder es waren einst in denselben die vier Eisenringe des Sargdeckels befestigt. Das weitere aber ist vollständiger Widersinn. Lockspeisen (*blanda*) und Trank, (*potus* heisst nicht Wasser) sollte den Vögeln gereicht werden? Von welcher Art müsste dann diese Atzung gewesen sein, und für welche Vögel? Doch für die Singvögel? Aber diese sind Zug- und Wandervögel, und selbst kein Amselpaar würde sich in dem düstern Quadrat eines keineswegs ruhigen Arkadenhofes aufhalten können. Und täglich sollte das geschehen, also auch dann, wenn die Vögel draussen, im Frühling und Sommer, Nahrung genug fanden? Die Sache natürlich betrachtet, wäre Walthers Stiftung nichts anders gewesen, als eine Pension für Tauben, Hennen und — Sperlinge! Ferner muss bemerkt werden, dass Oberthür, Umland u. A. ganz willkürlich aus *blanda* Körner und Weizenkörner, und aus *potus* Wasser gemacht haben, um die Sache begreiflicher erscheinen zu lassen. Da war aber doch selbst der Erfinder der Fabel klüger! Denn er setzte absichtlich und mit gutem Grunde *potus* (besserer Trank); denn Wasser wäre ja für die „Würzburger Vögel“ höchst überflüssig gewesen, da gewiss der Main für ihren Durst vollkommen ausreichte! Ebenso hat Pfeiffer aus dem Baume (*sub arbore*) der lieben Romantik wegen eine *Linde* gemacht. Möchte doch einmal die sentimentale Schmarotzerpflanze dieser sogenannten *lieblichen Sage* vom Grabe Walthers gründlich ausgerottet werden! Wie weit der Dichter selbst von einer solchen testamentaren Auffassung entfernt war, zeigt sein wirkliches Testament, das er wahrscheinlich vor einer weiten, gefahrvoU scheinenden Reise in einer Laune abgefasst hat.

\*) Walther von der Vogelweide. Würzburg 1843.

## Walthers Erben.

Ich wil nû teilen, ê ich var,  
 mîn varnde guot und eigens vil,  
 daz iemen dürfe strîten dar,  
 wan den ichz hie bescheiden wil.  
 al mîn ungelücke wil ich schaffen jenen  
 die sich hazzes unde nîdes gerne wenen,  
 dar zuo mîn unsaelikeit.  
 mîne swaere  
 haben die lûgenaere.  
 mîn unsinnen  
 schaff ich den die mit velsche minnen,  
 den frowen nâch herzeliebe senendiu leit.

*Nun will ich theilen, eh' ich fahr',  
 Mein wandernd Gut und Eigenthum.  
 Bestimmen will ich alles klar,  
 Dass Niemand streiten darf darum.  
 Es sollen all mein Unglück haben,  
 Die gern an Hass und Neid sich laben,  
 Und meinen Jammer obendrein.  
 Die anderen Beschwerden,  
 Die sollen allen Lügern werden.  
 Mein eitles Sinnen  
 Vermach' ich denen, die mit Falschheit minnen.  
 All meines Herzens schneud Leid — das soll  
 den Frauen sein!*

Freilich ist dies kein ernsthaft gemeintes Testament, aber es geht daraus deutlich genug hervor, dass Walther eben nichts zu testamentiren hatte. Dass er im Alter nicht reicher war, beweist sein ergreifendes *Klagelied* aus dem Jahre 1227. Da mit jener angeleglichen Vogelstiftung auch ein ewiges Anniversarium verbunden gewesen wäre, so hätte er über sehr bedeutende Fonds disponiren müssen, eine Zumuthung, worüber jeder, der Walther kennt, lächeln wird. Zudem war eine solche Empfindsamkeit sowohl dem Dichter, als der Zeit ganz und gar fremd. Wohl liebte er die Vögelein und klagt einmal, dass ihnen der Reif eines trügerischen Vorfrühlings wehe gethan habe; aber über ihre Ernährung dachte er gewiss in der Weise des Evangeliums, und in dem genannten Klagelied meint er sogar, dass die Vögel eher sich über uns *betrüben* und mit unsern Nöthen Mitleid haben\*), als dass sie des unsrigen bedürftig wären. Zum Andenken Walthers irgendwo eine Vogelstiftung zu machen dürfte als gemüthliche Spielerei von wenig Nutzen zu betrachten sein: dagegen wäre es zu wünschen, dass durch obrigkeitliche Verordnungen im ganzen Lande bei anhaltender harter Winterszeit für die gefiederten Sänger Obsorge getroffen würde, dann wäre jeder Ort zu gewissen Zeiten eine Art *Vogelweide*. Denn Walthers Andenken kann in Deutschland gewiss nie genug geehrt werden, und wenn so eben das kleine Bozen sich anstrengt, dem Dichter ein Denkmal zu setzen, wird das schöne Würzburg glauben, mit dem bescheidenen Gedenkstein von anno 1843 seiner Pietätspflicht schon Genüge gethan zu haben, und wird das stolze Wien sich nicht mehr erinnern, dass vor bald siebenhundert Jahren diese Stadt und ihre hochgesinnten Herzoge keiner mehr geliebt und gepriesen hat, als Walther von der Vogelweide?!

\*) Die wilden vogel die betrüebet unser klage. Lachmann: 124, 30





Am.

